



Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmayerschen Laibacher Zeitung.

Weibliche Characterzüge.

Der Verschönerungstrieb in seinem rohen ungebildeten Zustande.

Fortsetzung.

Die Weiber des Königreichs Tripoli suchen den Vorzug einer besondern Schönheit in einer außerordentlich langen Gestalt des Leibes, und pflegen ihr Gesicht mit Nadeln aufzurigen. Die rothen Haare stehen bey ihnen, wie bey den Türken in großer Achtung, daher auch die Haare der Kinder fleißig mit rother Farbe bestrichen werden. Die Maurischen Weiber überhaupt halten sehr darauf, ihre Haare bis auf die Fersen wachsen zu lassen. Die Augenbraunen färben sie mit einem Pulver aus Reisbley. Dieses Verfahren gehöret unter die ältesten und allgemeinsten Gewohnheiten, weil die griechischen und römischen Frauenzimmer eben so sehr als die Morgenländischen darauf bedacht sind, ihre Augen braun zu färben. Die alten Frauenzimmer bey den schönen Mingreliern belegen sich sehr ungeschickt mit ihrer Schminke. In Asien hat ein jedes Bauernweib eine zarte, feine Haut, wozu sie sich der Erde von Schio oder selinausischen Erde bedienen, welche sie durchs Einweichen in Wasser in eine Art von Salbe verwandeln, und sich, wenn sie eben im Bade sind, mit derselben den Leib, das Gesicht und die Haare bestreichen. Die Türken heizen sich die Haare mit Kusma oder ungeldschtem Kasse weg. In Aegypten giebt es eine kleine Staude, mit Na-

men Alkana, deren getrockneten und gepülverten Blätter man sich zu einer gelben, auch rothen Farbe bedienet, mit welcher sich alle türkischen Weiber die Hände, Füße und Haare gelb oder auch roth färben. Unter den Afrikanerinnen mahlen sich die thörichten Mädchen mit dem Rauch von Galläpfel und Safran, in pechschwarzen Zügen, kleine Blumen und andere niedliche Säckelchen auf die Wangen, die Stirn und das Kinn. Unter den Weibern im Königreiche Dekan herrscht ein sonderbarer Geschmack. Sie lassen sich nemlich auf die Art, wie man Schröpfköpfe setzt, in ihr Fleisch Blumen schneiden, und mahlen sich mit unterschiedlichen Farben vom Saft gewisser Wurzeln so schädig, daß man ihre Haut leicht für ein geblümtes Zeug ansehen könnte. Dieselbe Gewohnheit war unter den sogenannten Pflken, welche mitternächtlige Völker waren, und ehemals jenen Theil von Britannien bewohnten, der jetzt England heißt eingeführt. Sie bemahlten sich über und über mit allerley Farben und Figuren: die Schultern mit Greisköpfen, die Ellenbogen und Knie mit Rachen eines Löwen, den obern Theil der Brust mit einem halben Monde, beyde Brüste mit Sonnen, die Herzgrube und den Bauch mit großen flammenden Sternen u. s. w. Die unverheiratheten Mädchen aber bemahlten sich nicht mit so furchtbaren Figuren, sondern mit den schönsten und auserlesensten Blumen.

Unter den Chinesern wird eine dicke, plumpe Leibesgestalt für eine Schönheit gehalten. Nach

Herrn Gentil geben sich ihre Weiber alle Mühe die Augen so klein als möglich zu zeigen. Die jungen Mädchen der Chineser zerren, durch das Beyspiel ihrer Mütter gereizt, unaufhörlich an ihren Augensieder, um das Ihrige zur Bildung kleiner, länglicher Augen treulich beyzutragen, weil sie ohne dieselben und ohne eine breitgedruckte Nase, die man in der Kindheit schon breit drückt, auch ohne lange, breite und hängende Ohren unmöglich unter die vollkommene chinesische Schönheiten gerechnet werden können. Ihre Haut vererben sie durch eine häufige Schminke dergestalt, daß sie vor dem dreyßigsten Jahre schon runzlicht werden. Die lächerlichste Gewohnheit aber der Chineser und Japaner besteht in dem Zwang, den sie den Füßen ihrer Weiber anthun, um sie mit Gewalt in eine so kleine Form zu bringen, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf denselben zu stehen. Der Schmerz dieses erzwungenen Sierrathes der Füße erstreckt sich über ihre ganze Lebenszeit, und verursacht einen unbefreiblich albernen Gang. Ein vornehmer chinesisches Frauenzimmer muß also in jedem Alter den Fuß eines Kindes von weniger als sechs Jahren, kurz, Füße zum Besehen, aber nicht zum Gehen haben.

Die Omanguas zwingen das Gesicht ihrer Kinder in eine platte Form, indem sie den Kopf derselben zwischen zwey Brettern zusammen pressen. Einige wilde Völker drücken die Stirne ihrer Kinder breit, als die Einwohner von Astrakan; andere, als die Karaißen, drücken dieselbe ungewöhnlich nieder; oder einige Kanadische Stämme kugelrund; oder andere zugespitzt; die Wilden am Marathon viereckig. Die Weiber der Einwohner im Lande Laos machen allmählich so ungeheure Löcher in die Ohrlappen, daß man fast eine Faust bequem durchstecken könnte, und bey diesen ist es gewöhnlich, daß die Ohren bis auf die Schultern herabhängen.

Überhaupt haben die Weiber der wilden Völker die Gewohnheit, sich zu bemahlen: auch herrscht fast unter allen wilden Völkern allgemein der wunderliche Eigenstann, die natürliche Figur des Kopfes zu verändern; und den morgenländischen Völkern ist es righon, lange Ohren an dem Frauenzimmer vorzüglich hoch zu schätzen. Die Weiber der Bewohner von den Mikovariischen Inseln rupfen sich die Augenbraunen aus. Die Javanerinnen lassen sich ihre Zähne beset-

len. Die Weiber auf der Küste Koromandel schmücken ihre Nasen mit goldenen Ringen. Dieser Gebrauch, Ringe und anderes Geschmeide in der durchbohrten Nase zu tragen, hat sich ungemein weit ausgebreitet. Es gehört auch unter die Artigkeiten der Indianer, den Mund der Weiber durch diese Ringe zu küssen. Die Frauen der Baniänen sind gleich den andern morgenländischen Frauen entsetzlich ausschweifend im Puge. Selbst die häßlichen, übelriechenden Hotentottinnen färben sich das Gesicht mit rother Erde. Die Ursache, warum die orientalischen Frauen so weit in dieser Ausschweifung gehen, ist vermuthlich, nebst ihren elenden und widersinnigen Begriffen von Schönheit, die ängstigende Langeweile, weil ihnen so viele andere Vergnügungen abgeschnitten sind, und sie daher dem rohen und ausgearteten Verschönerungstribe sich ganz überlassen, um sich doch einigermaßen schadlos zu halten und sich die Zeit zu verkürzen. (Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge

aus Herrn von Kokebues Tagebuche seiner Reise aus Liefland nach Italien.

Spazierfahrt nach Puzzuoli.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, steigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen sanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches sich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterscheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, sondern eine große runde Ebene verschließt, die ringsumher mit steilen nackenden Felsenwänden eingefaßt ist. Dampfte, bey dem Eintritt in dieses Thor, dem Reisenden nicht Schwefelgeruch entgegen, so würde er nie ahnden, der fürchterlichen Solfatara so nahe zu seyn, denn was er sieht verkündigt eher einen Park, als eine unterirdische Werkstatt der Hölle. Freylich überzeugt der erste Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerseyhenden Berges gewesen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geschlängelten Fußpfad zwischen Kastanien-Gebüsch, und nur der kleinste Theil dieser Ebene, zu welcher man zuletzt gelangt, ist nackt und graulich anzuschauen. Sobald man aus dem Gebüsch her-

austritt, macht man halt, u n einem Kerl zu-
sehen, der einen großen Stein hebt, und ihn
mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. So-
gleich hebt die Erde und ein dumpfes un-erir-
disches Rollen beweist, daß man nur auf dün-
ner Rinde wandelt, welche ewige Gluthen deckt.
Das Experiment, welches öfter wiederholt wird,
ist ein wenig ängstlich anzusehen und anzuhören.
Man kann sich des Gedankens nicht erwöhnen,
daß das dünne Gewölbe, immer an einer und
derselben Stelle geschlagen, doch endlich einmal
durchbrechen möchte, zumal wenn man weiß,
daß viele Naturkundige mit Gründen behaup-
ten, dieser Vulcan sey noch gar nicht ausge-
brannt, sondern werde gewiß einst pldßlich seine
Stelle unter den aktiven Vulcanen wiederum
einnehmen. — Der Rauch, den man hier und
und da hervorquillen sieht, giebt dieser Vermu-
thung noch mehr Wahrscheinlichkeit. Einige
Schritte weiter stößt der Führer eine Schaufel
in die Erde, hohlt ein wenig heraus, und mu-
thet dem Reisenden zu die Hand darauf zu le-
gen, welches dieser thun mag, wenn er Lust hat
sie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an die-
ser Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt
sich aus einem Schlunde, den man mit einer
Mauer eingefast hat. Ein Blick hier hinein ist
ein Blick in die Hölle. Zwar sieht man keine
Flammen, aber man pflegt eine große Menge
Ziegel hinein zu werfen, damit der Schwefel
sich daran hängen solle, der in den Monathen
July und August eine reiche Ernte giebt. Diese
mit goldgelbem Schwefel dick überzogene, und
im dicksten Rauche liegende Ziegel, sahen natür-
lich aus als sie glühten, und die große Hitze,
die man in der Nähe spürt, macht die Täuschung
vollkommen. — Weiter ist auf dieser gräßlichen
Ebene nichts zu sehen. Man ist froh wenn man
sie wieder im Rücken hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beispiel einer merkwürdigen Kr-
perstärke.

Die Gesundheitszeitung Gazette de Santé
erzählt mehrere Züge von einem Manne, der für
ein Wunder von Stärke gelten kann; sein Na-
me ist Lemaitre. Es ist ein Schweizer von Ge-
burt, beyläufig 30 Jahre alt, und lebt in Cha-

teaudun, Departement der Eure und Loire. Ein
neuer Milo trug er ein Pferd mehrere Schritte
weit auf dem Marktplatze zu Charrires. In sei-
ner Jugend hielt er einen kleinen Wagen an,
der mit zwey Pferden bespannt im Trabe war.
Eben so behende als muthig und stark hobte
er, bey einem Aufstande in Versailles, von der
Polizey aufgefordert, einen fürchtigen Soldaten
ein, der als der beste Läufer angesehen wurde.
Lemaitre erhaschte ihn auf der Flucht, streckte
seine Hand nach dem Flüchtling aus, die ihn
auch erreichte, und der Mensch fiel unter dem
Drucke der eisernen Faust todt zur E.de. In der
Revolution wurde er während der Schreckens-
regierung eingekerkert. Das Blutgericht, bey
seinem ersten Handwerke immer noch zum
Spasse aufgelegt, schenkte dem neuen Simson
die Freyheit, als er unerwartet die ausgehobe-
nen Thüren seines Gefängnisses in die Sitzung
brachte. Alle diese und noch tausend andre äh-
nliche Thatfachen sind durch unzählige Zeugen
bestätigt. Dabey ist dieser Mensch eben so gut-
müthig als stark; wie dann auch wahre geis-
tige Kraft und Güte des Herzens gewöhnlich
Zwillingschwestern sind. Er ist in seiner Ge-
meinde sehr beliebt. Während der Regierung
des Terrorismus waren viele von seinen Mit-
bürgern eingesteckt worden. Der Repräsentant
Ventabole bereifte damals das Departement der
Eure und Loire mit unumschränkter Vollmacht
versehen; Lemaitre hört davon, reist ihm ent-
gegen, und trifft ihn auf der Landstraße an, wo
sein Wagen bis an die Axt im Kothe stuck und
nicht weiter konnte. Lemaitre sucht sich einen
festen Punct unter dem Wagen, schiebt ihn
glücklich aus dem Kothe und bittet sich zur Be-
lohnung seiner Mitbürger aus. Der Repräsen-
tant, obgleich nur ein gnädiger Herr durch die
Gnade des Volkes, spendete doch, wie die mei-
sten gnädigen Herrn, seine Gnaden nach Laune
oder Eigennuß aus; die Gefangenen wurden
in Freyheit gesetzt. Bey einer Feuersgefahr
spannte er zwey Pferde ab, und zog, was sie
nicht zu ziehen vermochten. Da er noch beyder
Municipalität seiner Gemeinde war, entstand
einmal wegen Getreidemangel ein Aufstand.
Der wüthige Haufen bestürmte das Gemeinde-
haus, um das ganze Municipalitätscorps zu
hängen. Lemaitre tritt wie Neptun unter die
empörte, stuhende Menge, mit ruhiger Stirne

und bei terem Gesichte, wirft mit jeder raschen Bewegung seines Arms 10 bis 12 der Wüthigsten zu Boden, und stellte den Frieden her. Ein Haufen Nationalgarden gerieth mit ihm einmal in seinem Hause in Streit. Die Säbel werden gezogen, und alles vereinigt sich zum Handgemenge. Lemaitre faßt einen aus dem Haufen, schwingt ihn, statt einer Keule, in die Luft und auf die Streitenden nieder. Diese neue Art zu fechten setzte die Nationalgarden in Furcht, und sie machten Frieden. Man würde nicht fertig werden, wollte man alle Züge dieser Art von dem außerordentlichen Menschen aufbewahren. Noch vor acht Jahren trug er 3 Mann auf einem rückwärts gebogenen Beine, und hob zugleich mit gestreckter Hand einen Grenadier an der Hosenseine in die Luft. Sein Wuchs ist übrigens äußerst kräftig. Groß und wohl gebaut gehört er unter die schönsten Männer seiner Gegend. Das schöne Geschlecht soll noch mehrere Tugenden an ihm zu rühmen wissen.

Modebericht.

Die gegenwärtige strenge Witterung des Winters läßt jetzt nichts als schwarze Sammethüte, Douilletten und Überrocks von dunkelfarbigem Atlas oder Tuch mit großen Pelerinentragen, Palatins, und mit Pelz gefütterte Schuhe als gewöhnliche Damenkleidung erblicken. Die Alpaga-Mäntel unserer jungen Herren, mit großen bis an die Hüften herabhängenden Kragen, und einem darüber befindlichen, bis über die Ohren hinaufgehenden stehenden Kragen, die von oben an über dem Kinne, und gerade herunter mit einer Reihe Knöpfe zugelappt sind, haben eine kleine Veränderung erhalten. Es sind nemlich über den Hüften zu beyden Seiten zwey kleine Klappen angebracht, wovon die eine mit einem Knopfe, die andere mit einem Knopfloche versehen ist, welche hinterwärts unter den herabhängenden Kragen zusammengeknüpft werden, wodurch sich hinten eine längs herabgehende Falte bildet, und der Mantel die Form eines Überrocks mit anschließender Taille erhält. Bey weniger strenger Kälte werden diese Mäntel mit weiten blauen Bigogne Überrocken vertauscht.

Die jungen Herren tragen jetzt sehr häufig eine Art grauweißen wollenen Sammet zu Bein Kleidern, welcher vor dem gewöhnlichen seidnen Sammet manche Vorzüge hat, und sich leicht waschen läßt.

Die Elegantinnen tragen Roben von feinem Musselin, die eben so wie die Bonnets von Spitzen mit querlaufenden Streifen von sammetartigem Band besetzt sind. Man nennt diese Mode Sebree.

Die zwey Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde,
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der Junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubfarn ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Frig, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schmur war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudierten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor der Hand
Und stellt ihn au'recht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man ruft den Professor Frig;
Auch der erschöpfte seinen Wis:
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, sprach Frige, hilfst der Stock;
Er hohlt den Stock, man prügelt Schuuren;
Noch bleibt er steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
Was wollt ihr? sprach der arme Tropf;
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder; lernet jetzt genug;
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.